

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 30

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich warte auf „Miss Evelyn“. Ein seltsames Gefühl überkam mich, als ich sie in einem einstmals eleganten Mantel unter der Wagentür auf ihr Zeichen warten sah. Mit derselben Leichtigkeit wie sie vor kurzem über den grünen Rasen lief, sprang sie nun auf das Podium, machte den unnachahmlichen Knix der Variétékünstler, lächelte das obligate Lächeln selbstsam abwesend über die Köpfe der Zuschauer hinweg und schwang sich graziös und unbeschwert auf das Seil.

Wie dieser Körper, der voll Rhythmus war, sich zu dieser scheußlichen Drehorgel auf dem schwankenden Seil bewegen konnte, war mir ein Rätsel; aber ich glaube „Miss Evelyn“ sah und hörte nichts. Sie war wirklich jung und wirklich hübsch und konnte wirklich etwas und war eigentlich viel zu schade für diesen Beruf und dieses Publikum. — Aber dort im Dunkel über dem Wasser, als sie hinter meinem Rahne herschwamm, habe ich in ihren Augen gelesen — Angst vor dem Hunger, vor Elend und Untergang, — darum stand sie wohl auf dem Seil. Man machte viel Wesens aus ihrer Kunst, auch der Clown, der Direktor und der dumme August, und das schien sie zu langweilen. Sie machte ganz eigenwillige Bewegungen, versuchte sich in ungeübten Tricks. Ich fühlte instinktiv, daß dieses Menschenkind in einer seltsamen Stimmung war, halb Uebermut, halb Trost. Noch war sie vollkommen Herr über ihren geschmeidigen Körper. Auf einmal aber stutzte sie, sah gebannt auf einen Punkt in die Zuschauer hinein und alles ging so schnell, daß niemand wußte, wie es eigentlich geschah. Sie hatte auf einmal das Gleichgewicht verloren, blitzschnell die Balancierstange durch die Hände gleiten lassen, sie auf den Holzboden aufgestemmt, und einen weiten Stabhochsprung über die Köpfe hinweggemacht. Im weichen Wiesengrund unweit von mir blieb sie liegen. Ich hob sie auf. Sie war leicht und ohne Widerstand. Die Augen waren geschlossen, der Mund trostlos zusammengepreßt. Ohne auf die aufgeregte Menge zu achten, trug ich sie in den kleinen Wohnwagen vor dem ich sie stehen sah, bevor sie das Seil betrat. Ich legte sie dort auf ein niederes Bett und strich ihr über das seidigweiche Haar. „Armes Kind.“ — Was hätte ich ihr nicht alles sagen mögen in dieser Minute; daß auch wir ab und zu in unserm bürgerlichen Leben auf einem schwankenden Seil stehen und oft auch nahe daran sind, das Gleichgewicht zu verlieren, es aber für uns dann noch viel schlimmer sei, weil wir es nicht so meisterhaft verstünden, uns mit einer Balancierstange aus der Patsche zu ziehen. Ich wagte aber nichts, gar nichts zu sagen; sie sah so müde aus und entsetzlich bleich, bleich wie der Tod, und doch schlug ihr Herz ganz regelmäßig. Nicht lange darnach kam ein Arzt; er war zum Glück mitten unter den Zuschauern geseffen. Sie öffnete langsam die Augen und schaute mich wiederum mit diesem schweren, müden Blicke an, der mir so viel Unausgesprochenes verriet. Dann winkte sie mir mit ihrer weißen schmalen Hand — und ich ging. Bis tief in die Nacht hinein sah ich das trübe, kleine Licht von meinem Zimmer aus, das im grünen Wohnwagen, der hart am Hafen stand, überm arm-seligen Lager der kleinen Seiltänzerin wachte . . .

Am Morgen in aller Frühe fuhren die Wagen fort: nicht einmal Ruhe haben sie ihrem kleinen „Star“ gegönnt. Sie haben gehämmert und abgebrochen, haben geflucht und gewettert und ich habe die kleine Seiltänzerin nicht mehr gesehen.

Der Arzt, der andern Tags mit mir am selben Tisch die Zeitung las, erzählte mir, daß er die kleine Seiltänzerin habe ins Krankenhaus bringen wollen, obwohl es ihr verhältnismäßig gut gegangen sei nach dem gewollten Sturz; an einen Unfall glaubte er nicht. Sie habe ihm zwar erzählt, ein glühender Edelstein, der am Finger einer Dame in der vordersten Reihe gerade in den Lichtschein der Bogenlampe gekommen sei, hätte sie so geblendet, daß sie das Seil nicht mehr gesehen hätte. — Der Doppelsinn dieser Rede war uns beiden klar. Das Mädchen aber wollte bei der Truppe bleiben um sie nicht zu schädigen. Es werde schon wieder gehen, meinte sie, als sie ihm die Hand zum Abschied gab. Ich fürchte aber, ein

anderes Mal wird sie den Sturz so inszenieren, daß ihr kein Arzt mehr wird helfen können. —

Warum habe ich ihr in jener Nacht nicht meine ganze Liebe und meinen ganzen Trost geschenkt? Warum trug ich sie auf meinen Armen in den kümmerlichen Wohnwagen in diese Welt des Scheins, des Glends und des ewigen Wanderns? — Einmal war sie ganz sicher anderswo zu Hause. Doch — wenn ich sie auch in die bürgerliche Welt, meine Welt getragen hätte, bin ich gewiß, ob sie sich darin wieder zurecht finden könnte?

Reisen . . .

Von Alfred Brust

Unbeschwert durchs weite Land
lassen wir uns tragen.
Links und rechts vom Fensterwagen
fliegt das immerbunte Band:

Berg und Wiese, Fluß und Wald,
fleißig um die Wette.
Nach der Bilder flinker Kette
gibt es kleinen Aufenthalt.

Ist denn jemand schon am Ziel?
Türen seufzen, schlagen — —
weiter trägt der Fensterwagen
durch das immerbunte Spiel.

Weltwochenschau

Die idyllische Schweiz.

Was müßten wir tun, angesichts der Alarmmeldungen aus England, die von eifrig betriebenen Erdaushüben und Betonierungen im Rheingebiet berichten? Wir müßten uns sagen, daß nachgerade die Schweiz das einzige noch offene Tor für einen deutschen oder französischen Angriff sei. Daß es durchaus auch die Franzosen sein könnten, die via Süddeutschland den bedrohten Tschechen zu Hilfe kommen möchten. Und daß wir darum mit der größten Beschleunigung dem ganzen Jura entlang und ebenso den Rhein hinauf bis in die Alpen Sperrstellung hinter Sperrstellung ausbauen müßten. Das halbe Hunderttausend Arbeitslose, so weit sie Pickel und Schaufel tragen und führen können, müßte aufgeboten, jede Rekrutenschule und jeder Wiederholungskurs müßten in diese Gegenden verlegt und zu solchen Arbeiten beigezogen werden. Und wäre es nur, um Uebung in dieser „Branche der Verteidigung“ zu bekommen. Die „Genies“ werden bestimmt nicht alles schaffen.

Aber was tun wir? Es bildet sich ein „Aktionsausschuß“, der „die Zusammenarbeit aller föderalistischen Kräfte organisieren“ soll, damit die „föderalistischen Gesichtspunkte in allen Landesfragen wirksam zur Geltung gebracht“ werden könnten. Es ist bedeutsam, daß diese neue Aktion vom Komitee gegen das eidgenössische Strafgesetz losgelassen wird. Wie richtig es war, die große Zahl von Nein-Stimmen im Welschland und in der Inner- und Ober- und ebenso die Mehrheit der ablehnenden Kantone wichtiger zu nehmen als die doch noch vorhandenen Ja-Stimmen, beweist die Schlußfolgerung dieses Komitees an seiner „Sitzung zur Gefechtskritik“ in Bern am letzten Sonntag. Das Komitee findet nämlich ganz richtig heraus . . . und zwar „mit Befriedigung“, „das föderalistische Staatsbewußtsein sei aus der Abstimmung vom 3. Juli gestärkt hervorgegangen“. Das ist es bestimmt, und nur bequeme Schönfärberei tröstet sich mit den „vielen Ja-Stimmen in der Waadt“ usw.

Wir Schweizer hätten allen Grund zur Feststellung, daß es keine antiföderalistische Gefahr gebe. Daß der Bund in einem Maße Rücksicht auf lokale und kantonale Interessen nehme, die oft die Grenze des Notwendigen erreiche. Es gibt vielleicht eine einzige Gefahr, die den Föderalismus aufschrecken könnte: Daß eine direkte Bundessteuer beschlossen würde. Und zwar als allerletzte Lösung, wenn kein anderes Mittel mehr verfangen sollte, um die eidgenössischen Finanzen zu sanieren. Die Föderalisten können dieser Gefahr vorbeugen, indem sie Bund und SBB sanieren helfen.

Aber man ahnt, worum es geht. Die wachsenden Aufgaben des Bundes, militärische, soziale, verkehrspolitische, die damit zusammenhängende Erweiterung des Bundesbudgets, Dinge, wie sie aus der veränderten neuen Zeit sich ergeben, zeigen den Bund im Wachsen, die Kantone aber im Stillstand . . . und hier setzt die instinktive Angst ein. Und verbunden mit sozialen Ängsten wird daraus der Neuföderalismus, der Zeit hat, Jdyl- len aufzuführen.

Die Spannung wird gefährlich.

Wir nähern uns den historischen Jahrestagen des Kriegsausbruches von anno 14. Vieles, was in den letzten Wochen geschehen, erinnert an die Spannungen und Aufregungen von damals. Wieder wird mit Gerüchten gearbeitet, wieder spuken falsche Nachrichten, die den einzigen Zweck haben, die Verwirrung zu steigern. Und wie damals dementiert jeder, um zu verschleiern, was er wirklich vorhat.

Eine englische Zeitung erhält eine Nachricht, angeblich vom Moskauer Büro der „United Press“. Danach sei General Blücher Oberkommandierender der Fernostfront geworden. Tag und Nacht rollten die Militärzüge durch Sibirien, überall würden Truppen ausgeladen, ganz Ostsibirien sei ein Heerlager. Nachher stellt es sich heraus, daß jene Pressestelle in Moskau nie eine solche Meldung herausgegeben. Daß also irgendwer, der ein Interesse an solchen Nachrichten hat, telegraphierte, und daß „United Press“ zunächst sämtliche Tagblätter der Welt mit diesem Hornstoß in Aufregung brachte. Es könnte freilich auch sein, daß die Russen jenen unter schwerster Aufsicht stehenden Journalisten in Moskau bedeutet haben, sich als Urheber der Meldung zu verleugnen. Denn Rußland hat im fernen Osten etwas vor. Eine Abteilung Soldaten besetzt irgendwo an der mandchurischen Grenze einen Hügel, der wichtige Grenzstraßen beherrscht. Eine erste und eine zweite japanische Reklamation in Moskau wird nicht beachtet. Der Hügel gehöre zu Rußland, wird behauptet. Japan lehnt alle Folgen, die sich aus dem Verhalten jenes Truppenkommandanten ergeben sollten, ab. Wer sucht einen Zwischenfall? Tokio oder Moskau?

Man sollte meinen, keiner von beiden habe ein Interesse am Losgehen des Mordens. Auch nicht vom militärischen Standpunkt aus. Japan stößt am mittlern Jangtse auf verschärften chinesischen Widerstand. Die „Löwenforts“ von Kiu-Kiang sperren die Weiterfahrt der Kriegsschiffe, von welchen bisher 2 Duzend von den chinesischen Fliegern in den Grund gebohrt worden sein sollen. Eine Attacke nach der andern erfolgt gegen die rückwärtigen Verbindungen der Angreifer. Die Positionen südlich des Jangtse bei Matang könnten aus den Angeln gehoben werden. Abenteuerlich sehen die Pläne gegen die Bahnlinie Hankau-Kanton aus. Sie führen die japanischen Divisionen ins unübersichtliche Gebirge hinein. Hier können ihnen Ueberraschungen warten, die noch bedenklicher als die Ueberschwemmung sein würden. Dazu scheint die Stärke der Luftflotte Chinas zu wachsen. Alles in allem keine Lage, in welcher man einen zweiten Krieg beginnt! Um aber dem eigenen Volke Mut zu machen, werden „Friedensbedingungen für China“ bekannt gegeben, und eine dieser Bedingungen heißt „Auslieferung Tschang Kai Shecks“. Daß dies nur eine Propagandamedlung sein kann, ergibt sich aus der großen Sitzung des chinesischen „Volksrates“,

welcher dieser Tage die Entschließung ausgesprochen, auszuharren bis zur Vertreibung des Angreifers, und eine verschärfte „Guerilla“ hinter der japanischen Front zu organisieren verheißt.

Sollte Rußland mehr Gründe haben, einen Kriegsausbruch zu beschleunigen? Hinter seinem unsichern polnischen Nachbar wartet die deutsche Generalität auf den Marsch nach dem Osten. Zwar sind die Felle davongeschwommen, die man schon an Bord wähnte: Die britisch-italienische Einigung hat nicht den raschen Zusammenschluß des Westens im Viererpakt gebracht . . . aber man hat dennoch „Ostpläne“. Man ist auch gar nicht so sicher, daß Polen mitmachen und den Durchmarsch der deutschen Armeen gestatten würde; die Tätigkeit der Polen im Baltikum, vor allem der Besuch Beck in Riga, lassen vielmehr auf Versuche schließen, mit den kleinen Staaten zusammen jedem, auch dem deutschen „Freund“, die Benützung dieser Gebiete für kriegerische Handlungen zu verwehren. Ist am Ende Moskau im Bilde, daß die Deutschen zuerst Polen überrennen müßten, und sucht es die Entscheidung mit Japan, solange die westliche Gefahr durch die „baltisch-polnische Barriere“ gebremst wird? In den nächsten Wochen wird man erfahren, ob der Alarm aus Ostsibirien falsch oder echt gewesen.

Die tschechische und spanische Lage rufen auch im geladenen Europa bedenklichen Erscheinungen. Das Deutsche Nachrichtenbüro weiß zu berichten, eine tschechische Mobilisierung künde sich an; zwischen Troppau und Trautenau, der ganzen schlesisch-deutschen Grenze entlang, würden Truppen vorgeschoben. Man stelle offene Maschinengewehrstellen und Geschütze fest. Prag dementierte sofort; es seien keine abnormalen Truppenbewegungen vorgekommen, in der ganzen Tschechoslowakei nicht! Das kann durchaus bedeuten, daß man die Grenzstellen verstärkt. Denn was heißt heute schon „abnormal“! Daß die Tschechen allerlei zu befürchten haben, ergibt sich aus Gerüchten, wonach die Henleinleute politische Streiks in Szene zu setzen beabsichtigen. Es wird ein Leichtes sein, die Erregung in diesen Gebieten zu steigern. Die Kriegsgefahr, die seit Ende Mai andauert, hat die egerländischen Kurorte beinahe entvölkert und viele Industrielahmgelegt. Eine französische Befürchtung geht dahin, der Kampf werde ausbrechen, sobald im tschechischen Parlament das Nationalitätenstatut angenommen worden und die Sudetendeutschen, denen man alles zugestanden, nur nicht ihre quasi Entlassung aus dem tschechischen Staatsverband, sich einem Mehrheitsbeschluß nicht fügen würden.

Britische Meldungen berichten überdies von deutschen Truppen- und Materialanhäufungen am Rhein, von rapid fortschreitenden Befestigungsarbeiten an der ganzen deutsch-französischen Grenze, von einem nach deutschen Dementis gefälschten Bericht des Generals von Reichenau über die „Kriegsschule der deutschen Armee in Spanien“.

Die deutsche und italienische Nervosität würde sich gewiß verringern, wenn die spanischen Republikaner im Mijares-tal und in der Sierra Espadana rasch zusammenbrächen, und wenn die Tschechen nicht dem britischen Spiel auf Zeitgewinn mit ihren unerhört zähen Verhandlungen hülften.

—an—

* * *

Kleine Umschau

Panik auf Perron III.

Jeden Samstag seit Beginn der Ferien ist Perron III Schauplatz einer unerhörten Panik! Auf der ganzen Länge des Bahnsteiges reiht sich Korb an Korb. Kofferburgen und -wälle bilden unüberwindliche Hindernisse. Rücksichtslos drückt der ele-